©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

DIE TIERWELT DER WEIDELANDSCHAFTEN

Remigius Geiser

Beim Stichwort "Weidelandschaft" denkt der unbefangene Zeitgenosse für gewöhnlich an sattgrüne, mastige Grünlandflächen, welche durch Stacheldraht- oder Elektrozäune geometrisch abgeteilt sind und auf denen ebenso mastige Exemplare der Species "Rindvieh" sich den Pansen füllen. (Ich muß gestehen, auch ich dachte im Moment der Themenstellung zunächst an diese Standardversion der heutigen Agrar-Szenerie).

Daß auf diesem allzu grünen Teppich für den Naturschutz wenig bis gar nichts zu holen ist, hat sich inzwischen (hoffentlich!) überall herumgesprochen: Einige wenige, ökologisch wenig spezialisierte Tiere, wie zum Beispiel der Laufkäfer Pterostichus melanarius ("Gemeiner Grabläufer") können hier sehr üppige Populationen aufbauen und sind selbstverständlich in keinster Weise bestandsgefährdet. Der weitaus überwiegende Teil der einheimischen Tierarten ist jedoch ganz andere Verhältnisse gewohnt: Als Mutter Natur noch hierzulande die Bedingungen diktierte, waren die meisten Lebensräume sehr viel nährstoffärmer, aber dafür wesentlich reichhaltiger strukturiert. Daran änderte sich auch nichts grundlegendes, als der Mensch begann, Viehzucht in Form von extensiver Weidewirtschaft zu treiben. Es wurde dabei lediglich an der Spitze der Nahrungspyramide eine kleine Umbesetzung vorgenommen: Die Position von Wolf, Bär und Luchs bekleidete nunmehr unsereiner. Ansonsten aber blieb diese Pyramide quantitativ (Energiefluß) und qualitativ (beteiligte Arten und Lebensraumtypen) im großen und ganzen gleich. Und zwar in weitesten Bereichen Mitteleuropas bis in die neueste Zeit, als schließlich Homo sapiens neben dem Ackerbau auch die Viehzucht in bisher unvorstellbarem Ausmaß intensivierte, mit dem oben skizzierten (bisherigen) Endbild.

Nicht von diesen, dem Wesen nach industriell verarbeiteten Fleisch- und Milchproduktionsflächen soll also im folgenden die Rede sein, sondern von jener extensiv genutzten, naturnahen, autogenen Hutungslandschaft, welche heutzutage meist nur noch in bedeutungslosen Restflächen ein vergessenes oder mitunter museales Dasein fristet, vorzeiten aber (Was sind schon hundert Jahre in der Natur- und Menschheitsgeschichte?) den überwiegenden Teil Mitteleuropas bedeckte.

Daß dies, was die flächenmäßige Ausdehnung betrifft, keine Erfindung ist, bestätigt ein Blick auf die Flurkarten (Maßstab 1 : 5000): Unter den Flurnamen, welche in irgendeiner Weise Aufschluß über den betreffenden Lebensraum-Typus liefern, wird die relative Häufigkeit von Bezeichnungen wie Ätz, Heide, Hut, Park, Trift, Tratten, Weide usw. zumeist sehr auffällig sein. Hinzu kommt, daß auch Namen wie Wald, Hart, Loh, Hain, Dörnet und viele andere Gehölzbenennungen für die frühere Zeit oftmals im Sinne einer Waldweide zu verstehen sind. Auch Angaben über Wiesen, Wasen, Anger, Grasplätze und viele andere wird man zumindest teilweise den Hutungslandschaften zuschlagen dürfen. Und man erhält auch Auskunft darüber, wer da auf den Hutungen weidete: Geissen, Schafe, Schweine, Rinder, Rösser, Gänse etc., somit alle domestizierten Säuger, welche auch heute noch dem Menschen in unseren Breiten Nahrung liefern, und einige Sorten von Haus-Geflügel. Eine Weidelandschaft sui generis soll hier nicht unerwähnt bleiben: die "Zeitelweiden", denen man

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

bei Flurnamen und in alten Urkunden öfters begegnet. Die "Bienenweiden" sind hiermit gemeint, was immer man sich darunter vorstellen mag. Auch hierbei bilden jedenfalls die "Weidetiere" einen essentiellen und namengebenden Bestandteil des entsprechenden Landschaftstypus.

Tiere sind nicht nur Inventar, sondern konstituierende Faktoren der Weidelandschaft

Viehweiden und Weidevieh bedingen sich gegenseitig. Bekanntlich können die meisten Huftiere in vollkommen geschlossenen Wäldern nicht viel brauchbare Äsung finden, da der Unterwuchs in der Kraut- und Strauchschicht sehr dürftig ist. Die Waldweide verhindert allerdings oftmals das Aufkommen der natürlichen Waldverjüngung, weil die Sämlinge und Jungbäume systematisch verbissen werden. Die älteren Bäume werden durch natürliche Ausfallserscheinungen (Alterung, Windbruch, Schneebruch, Blitzschlag, Dürre, Krankheiten, Schädlingsbefall, Schälungsfraß u.a.) langfristig immer weniger, zugleich aber durch die zunehmende Verlichtung immer breitkroniger, so daß schließlich jenes bekannte und überaus ansprechende, parkartige Landschaftsbild entsteht, in dem artenreiche Magerrasenflächen mehr oder minder stark durchsetzt sind mit Waldbereichen, Baum- und Strauchgruppen unterschiedlicher Zusammensetzung und Ausdehnung, Saumgesellschaften, knorrigen alten Einzelbäumen etc. Solche offenen oder halboffenen, steppen- oder savannenartigen Formationen bieten nunmehr auch den weidenden Huftieren wesentlich mehr erreichbare Pflanzennahrung, so daß der Weg vom geschlossenen Wald zur offenen Heide als kybernetischer Prozeß mit positiver Rückkoppelung betrachtet werden kann: Je mehr die Huftiere fressen, desto lichter wird der Bestand, und je lichter der Bestand ist, desto mehr Huftiere fressen darin.

Dieser einfache Zusammenhang, welcher der bäuerlichen Bevölkerung seit eh und je geläufig war, wurde von der Vegetationskunde nur sehr zögernd wahrgenommen. Hier hat sich, im wesentlichen bis zum heutigen Tage, eine sehr statische Sicht der Dinge festgesetzt, welche z.B. die Zwergstrauchheiden Norddeutschlands zunächst als naturgegebenes, althergebrachtes und von sich aus stabiles Pflanzenkleid der betreffenden Gegenden ansah.

In den letzten Jahrzehnten ist man dann in das gegenteilige Extrem verfallen: Man erklärt sämtliche offenen oder halboffenen Weidelandschaften auf mitteleuropäischen Normalstandorten (also außerhalb der Gewässer, Wildflußauen, Steilhalden, Felsheiden, Hochmoore, Küstenbereiche und Hochgebirge) pauschal für anthropogen bedingt und behauptet, daß ohne den Weidebetrieb der menschlichen Haustiere alle diese Normalstandorte in unserer Heimat "von Natur aus" mit einem hypothetischen, dicht geschlossenen "Klimaxwald" bedeckt wären, der ebenfalls in sich stabil und naturgegeben sein soll und als "potentielle natürliche Vegetation" dieser Normalstandorte bezeichnet wird.

Was ist potentielle natürliche Vegetation?

Die gängige Theorie und Praxis (z.B. im Programm der Naturwaldreservate bei den Staatsforstverwaltungen) ist heute diese: Ich ziehe um eine ausgewählte Testfläche einen dichten Zaun, damit kein Huftier und möglichst auch kein Mensch mehr in die Fläche eindringen kann, und warte dann einige hundert Jahre, bis die sukzessive Entwicklung des

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Pflanzenkleides einen hinreichend stabilen Zustand erreicht hat. Dieser gilt dann als die potentielle natürliche Vegetation des betreffenden Standortes.

Hier stellt sich die entscheidende Frage: Soll man sich die potentielle natürliche Vegetation so vorstellen, als hätte es den Menschen und sein Einwirken auf die natürlichen Lebensräume nie gegeben, oder muß man sich zusätzlich auch noch die bei uns von Natur aus vorhandenen, wildlebenden Huftiere und ihren Weidefraß wegdenken? Daß die letztere Alternative absurd ist, wird man bei dieser direkten und gezielten Art der Fragestellung ohne weiteres zugeben, in der Theorie und Praxis der Vegetationskunde nimmt man aber genau diese Inkonsequenz stillschweigend in Kauf, obwohl sie sehr weitreichende Folgen hat, wie wir sehen werden.

Weidelandschaft gibt es nicht erst, seitdem der Mensch Viehzucht betreibt

Zugegeben: Die heute bei uns herrschenden Siedlungsdichten der noch vorhandenen, wildlebenden (besser: halbwild lebenden) Huftiere sind durch gezielte Fütterung und andere Hegemaßnahmen meist künstlich überhöht und entsprechen nicht den natürlichen Verhältnissen. Andererseits lassen sich aber auch diese von Natur aus herrschenden Verhältnisse nicht mehr ohne weiteres rekonstruieren: Zu sehr ist unsere Landschaft bereits anthropogen verändert, als daß sich bereits durch bloßes Unterlassen der Fütterungsmaßnahmen zwischen sterilen Fichten-Monokulturen, Maisfeldern und Fettwiesen eine naturgemäße Dichte der Wildpopulationen einpendeln könnte, zumal ja auch das ursprünglich in unseren Regionen vorhandene Artenpotential wilder Huftiere zum erheblichen Teil bereits ausgestorben oder ausgerottet worden ist. Vor allem die massiveren Gestalten, auf die es besonders ankommt, wie wir gleich sehen werden, wurden von den Menschen der Altsteinzeit als erste eliminiert, weil sie besonders dicke Beute liefern und sehr auffällig sind, so daß sie bis zum letzten Exemplar aufgespürt werden können.

Will man nun natürliche Verhältnisse hinsichtlich Quantität und Qualität der Huftierbestände und damit auch des Landschaftsbildes in Mitteleuropa zumindest theoretisch rekonstruieren, so muß man also zunächst aus paläontologischen Befunden erschließen, welche Huftierarten unserem Raum heute zukämen, wenn es den Menschen nie gegeben hätte. Es sind dies, ohne hier nähere Einzelheiten auszuführen, mindestens folgende: Urwildpferd, Wildschwein, Damhirsch, Riesenhirsch, Rothirsch, Reh, Elch, Gemse, Saiga, Wisent, Ur, Wildschaf, Wildziege. Davon ist heute nur noch das Reh allgemein in Mitteleuropa verbreitet. Wildschwein, Rothirsch und Gemse wurden mehr oder minder stark zurückgedrängt, alle übrigen sind in Mitteleuropa vollständig ausgerottet worden (manche sogar global). Zu dieser stattlichen Artenliste müßten ferner noch eine Reihe von Elefanten, Nashörnern und weiteren Huftierarten gerechnet werden, welche im Spättertiär und in den Zwischeneiszeiten bei uns gelebt haben und wahrscheinlich auch heute in Mitteleuropa wirksam wären, wenn es den Menschen nie gegeben hätte, welcher gerade diese Vertreter der "Megafauna", wie gesagt, als erste ausrottete.

Nun ist aber in jenen Gegenden der Erde, wo nahe Verwandte dieser größeren Huftiere heute noch vorkommen, durchweg festzustellen, daß sie die betreffenden Landschaften großflächig zu Steppen und Savannen umgestalten, sofern sie vom Menschen nicht allzu sehr bejagt werden. Dies

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

gilt auch für Klimabereiche, die unserem mitteleuropäischen sehr ähnlich sind (z.B. in Nordamerika), wenngleich das bekannteste Exempel in jenen waldreichen Nationalparks Afrikas zu beobachten ist, die von den Elefantenherden nach Einstellung ihrer Bejagung binnen weniger Jahrzehnte zur Steppe gemacht wurden.

Aber auch die meisten kleineren Arten unter den genannten wilden Huftieren Mitteleuropas bevorzugen offene und halboffene Gras- und Felssteppen und fördern zugleich deren Entstehung und Erhaltung im Sinne der oben dargestellten positiven Rückkoppelung. Wenn nämlich die domestizierten Rinder, Schafe, Geissen, Rösser und Schweine weiteste Bereiche Mitteleuropas in eine parkartige, savannenartige Weidelandschaft umgewandelt und als solche erhalten haben, muß zwingend angenommen werden, daß die einstigen Wildformen der gleichen Arten mit dem gleichen phytophagen Nahrungsspektrum und Weideverhalten, zumal im Zusammenwirken mit weiteren Huftierarten, mindestens denselben landschaftlichen Effekt hervorrufen würden und vor dem Eingreifen des Menschen auch tatsächlich hervorgerufen haben.

Selbstverständlich erhebt sich dabei die Frage nach den natürlichen Bestandsdichten der Huftierpopulationen im Hinblick auf ihre natürlichen Raubfeinde. Doch bei genauerer Betrachtung erledigt sich auch diese Frage weitgehend: Die Vertreter der "Megafauna" haben in Mitteleuropa keine natürlichen Raubfeinde, genauso wenig wie die Elefanten in Afrika. Aber auch die mittelgroßen Ungulaten sind durch ihre Wehrhaftigkeit gegen Großraubtiere weitgehend geschützt, zumindest solange sie in der Herde bleiben, so daß auch ihre Populationsdichten nur am Rande vom Raubwild abhängig sind. Schließlich ist sogar bei den kleinen Huftierarten die Ansicht der Wildbiologen heute mehr und mehr die, daß nicht die Bestandsgrößen der Ungulaten von den großen Raubtieren reguliert werden, sondern daß umgekehrt die Raubtierbestände von der Siedlungsdichte der Pflanzenfresser abhängig sind, weil ja das Jagdglück vorzugsweise mit der Beutetierdichte einhergeht. Allenfalls könnte angenommen werden, daß zwischen beiden Seiten (den kleinen Ungulaten und den großen Carnivoren) ein dynamisches Gleichgewicht herrscht: Sind die Beutetiere zahlreich, so werden auch die Räuber immer mehr, bis schließlich die Räuber ihre Beute so weit dezimieren, daß letztere sehr selten wird. Dann finden die Räuber keine Nahrung mehr und gehen großenteils an Hunger und seinen Folgen zugrunde. Sind dann die Raubtiere deutlich weniger geworden, so können die Beutetiere wieder große Bestände aufbauen usw.

Die Weidelandschaft (und nicht der Laubmischwald) ist die natürliche "Normallandschaft" in Mitteleuropa

Unter dem Strich bleibt festzuhalten: Die Bestandsdichte zumindest der großen und der mittelgroßen Huftierarten Mitteleuropas, wahrscheinlich auch der kleinen, hängt nicht davon ab, wieviel die Großraubtiere übriglassen, sondern im Prinzip davon, wieviel die Landschaft ernähren kann. Und das ist auch in der natürlich entstandenen Weidelandschaft eine ganze Menge.

Es gilt allerdings, sich vor dem gleichen Fehler zu hüten, den auch die gängige Vegetationskunde begeht, nämlich indem sie die Verhältnisse von Natur aus für stabil hält. Denn das Gegenteil ist der Fall. Obzwar die Bestandsgrößen der Huftiere vom Raubwild kaum regelmäßig beeinträchtigt werden, wie wir gesehen haben, unterliegen sie doch gewissen unre-

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

gelmäßig auftretenden Plagen wie z.B. Seuchen oder außergewöhnlichen Unbilden der Witterung u.a., wodurch sie in bestimmten Gegenden auf Jahre hinaus quantitativ so empfindlich dezimiert werden können, daß an diesen Stellen eine kräftige Waldverjüngung einsetzen und so lange wirksam bleiben kann, bis die Jungbäume aus dem gefährdeten Alter heraus sind. Wenn man dazu andererseits die großräumigen Wanderungsbewegungen der Huftiere in Betracht zieht, die lang- und kurzfristigen Klimaschwankungen, sowie jene unregelmäßigen waldfeindlichen Faktoren wie Dürre, Waldbrand, Wind- und Schneebruch, Raupenkalamitäten, altersbedingte Zusammenbruchsphasen u.a. (welche teilweise sogar von der herrschenden Schule der Vegetationskunde zugegeben werden), so wird man nicht fehlgehen, wenn man sich die naturgegebene Normallandschaft des heutigen Mitteleuropa als räumlich wie auch zeitlich sehr heterogenes und dynamisches Mosaik aller denkbaren Zwischenstadien zwischen geschlossenem Wald und offener Steppe vorstellt. Eine solche kleinräumige Standortsdiversität ist ja überdies bereits durch ein sehr abwechslungsreiches Muster der verschiedenen Kombinationen zwischen lokal-klimatischen, geologischen und edaphischen Standortsbedingungen vorgegeben. Man darf nicht vergessen, daß Mitteleuropa klimatisch gesehen jene Übergangszone darstellt, in der sich das waldfreundliche atlantische Klima mit jenem waldfeindlichen, trocken-kontinentalen Steppenklima verzahnt, wo bei einer Jahresniederschlagssumme von 450 mm der Wald auch ohne die Tätigkeit der Huftiere bereits an seine natürliche Grenze stößt. Dabei war das Klima der Nacheiszeit meistens noch deutlich trokkener als heute.

Wenngleich also unter natürlichen Bedingungen räumlich und zeitlich alles im Fluß ist, so bleibt doch ein Fixpunkt festzuhalten:

Gibt es Ursteppen in Mitteleuropa?

Ich möchte diese Frage rundheraus bejahen. Daß nennenswerte, klimatisch besonders begünstigte Teile Mitteleuropas seit der letzten Eiszeit kontinuierlich mit einem baumarmen, steppenartigen Pflanzenkleid bedeckt waren und in Resten auch heute noch sind, hat der vielseitige und begabte Heimatforscher GRADMANN schon vor vielen Jahrzehnten mit seiner bekannten "Steppenheidetheorie" sehr plausibel gemacht. Demnach sind während der Jungsteinzeit, die klimatisch mit der nacheiszeitlichen Wärmeperiode zusammenfiel, genau jene Teile Mitteleuropas, welche ausgedehnte, stark verlichtete oder baumfreie Steppenbiotope bildeten, als erste von den Neolithikern besiedelt worden, welche damals gerade begannen, seßhaft zu werden und extensive Weidewirtschaft zu betreiben. Und dabei ist es bis heute geblieben, mit dem Ergebnis, daß diese Landschaften infolge der Haustierweide eben jenen offenen bzw. halboffenen Charakter kontinuierlich bewahrt haben, für den vordem die wilden Huftiere verantwortlich waren. Prähistorische Funde bestätigen übrigens diese interessante Theorie weitgehend.

Ein weiterer Beweis für die Existenz von Primärsteppen im heutigen Mitteleuropa ist in der Tatsache zu sehen, daß an mehreren Stellen mehr oder minder ausgedehnte Bereiche mit Schwarzerdeboden (Tschernosem) zu finden sind. Nach allen Erkenntnissen der Bodenkunde ist aber die Bildung solcher Profile nur in baumarmen Grassteppen möglich und bedarf vieler Jahrtausende, um die in Mitteleuropa mitunter repräsentierten Bodenmächtigkeiten zu erreichen. Die oftmalige Ungestörtheit solcher Horizonte zeigt die durchgehende Kontinuität dieses Steppencharakters seit dem Ende der Eiszeit bis zum heutigen Tag.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

An dieser Stelle muß auch auf das Hauptargument eingegangen werden, welches von der herrschenden Vegetationskunde immer wieder vorgebracht wird, um die Behauptung zu stützen, daß Mitteleuropas Normallandschaften mit einem Klimaxwald bedeckt waren, bevor der Mensch mit Ackerbau und Viehzucht begann: die Pollenanalyse. Bekanntlich herrschen im pollenanalytischen Befund bald nach der Eiszeit die Baumpollen immer mehr vor und verdrängen die Nichtbaumpollen weitgehend, bis dann (ab dem Neolithikum oder später) wieder Nichtbaumpollen zum Vorschein kommen, welche durch die anthropogen bedingte Verdrängung der Waldbestände erklärbar sind.

Diese Resultate können die oben skizzierten Ausführungen über das naturgegebene Landschaftsbild Mitteleuropas grundsätzlich nicht erschüttern, da ja der Mensch, wie gesagt, bereits während der Eiszeit und kurz danach vor allem die Megafauna der einheimischen Huftierwelt zum erheblichen Teil schon ausgerottet hatte, so daß schon damals keine natürlichen Verhältnisse mehr herrschten. Somit könnten diese Ergebnisse der Pollenanalyse allenfalls noch die Behauptung widerlegen, daß es in Mitteleuropa Primärsteppen gibt, welche seit der Eiszeit kontinuierlich baumfrei oder baumarm waren. In Wahrheit aber hat die Pollenanalyse noch einen ganz anderen Haken, der noch viel tiefer sitzt: Wie allgemein bekannt ist, werden brauchbare Pollenspektren fast ausschließlich aus Hochmooren und Seeablagerungen gewonnen. Diese aber finden sich hauptsächlich in den klimatisch ungünstigeren, feuchten und kalten Bereichen Mitteleuropas. In denjenigen Gebieten, die großklimatisch eher für die Entstehung einer Steppenvegetation prädestiniert sind, finden sich nur sehr wenige pollenanalytisch brauchbare Hochmoore und Seen, und selbst diese sind naturgemäß immer in irgendwelchen Senken und kleinen Feuchtgebieten eingebettet, welche sicher von Natur aus immer mit einem gewissen Waldgürtel umgeben waren. Anders ausgedrückt: Die Probestellen der Pollenanalyse sind sowohl groß- wie kleinräumig gesehen immer genau dort, wo Steppen gerade nicht zu vermuten sind. Zwar werden in den Pollenfundstellen grundsätzlich auch Pollen registriert, welche aus der weiteren Umgebung durch den Wind eingeweht wurden, doch betrifft dies überwiegend Baumpollen, welche für die Windverbreitung eine viel günstigere Startposition haben als die Graspollen, so daß schließlich die Pollenanalyse für unsere Zwecke weitgehend unbrauchbar wird.

Die noch heute in Mitteleuropa vorhandenen, präsumptiven Primärsteppenreste beherbergen eine sehr große und auffällige Zahl sogenannter "Reliktarten" aus der Tier- und Pflanzenwelt, von denen aufgrund ihrer geringen Migrativität nicht angenommen werden kann, daß sie die heute besiedelten Verbreitungsinseln in Mitteleuropa durch natürliche Einwanderung aus ihren oftmals viele hundert Kilometer weiter im Osten gelegenen heutigen Hauptverbreitungsgebieten ohne "Zwischenstation" erreicht haben. Es muß also davon ausgegangen werden, daß diese Steppenarten während der postglazialen Wärmeperiode viel weiter in Mitteleuropa verbreitet waren, wo sie damals ausgedehnte Steppengebiete besiedelten, und auf besonders günstigen Resten dieser Steppenbereiche bis zum heutigen Tag persistierten, was aber nur dann denkbar ist, wenn diese alten Steppenreste seit jener Zeit kontinuierlich in einem baumfreien oder baumarmen Zustand erhalten blieben.

Warum ist die Fauna in der Weidelandschaft reichhaltiger als in jeder anderen Landschaft Mitteleuropas?

Ich beschäftige mich seit 15 Jahren mit der heimischen Insektenwelt. In

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

den ersten Jahren suchte ich Kerbtiere überall dort, wo normale Menschen sich in ihrer Freizeit aufhalten: in Hausgärten, an Wegrändern, an Badeseen, bei Spaziergängen in Feld, Wald und Wiese, bei Bergtouren. Schließlich geriet ich irgendwann zum erstenmal an einen guten Steppenheidebiotop. Was sich hier unerwarteterweise vor meinen Augen auftat, war beinahe unfaßbar: Arten, die mir bisher von naturgetreuen Abbildungen in Insektenbüchern bekannt waren, wo sie als "südlich, bei uns an trockenwarmen Örtlichkeiten" beschrieben wurden, und die ich noch nie zu Gesicht gekriegt hatte, zeigten sich hier auf einmal zu Dutzenden, ja zu Hunderten! Fast glaubte ich in ein anderes Land versetzt zu sein: nach Italien? nach Ungarn? Und dem Botaniker in mir ging es genauso. Niemals hat sich mir die Fülle der Andersartigkeit eines Biotoptypes in Mitteleuropa so drastich aufgedrängt wie im Fall der Steppenheide (vgl. auch Tabelle).

Tabelle: Die Verteilung der 33 Heuschreckenarten des Münchner Stadtgebiets nach ihrem jeweiligen Verbreitungsschwerpunkt.

Diese Tiergruppe besiedelt fast ausschließlich offene oder halboffene Flächen, welche gemäß der vorherrschenden Vegetationskunde auf "Normalstandorten" Mitteleuropas von Natur aus eigentlich gar nicht vorkommen dürften.
(Daten nach Untersuchungen des Verfassers 1981/82).

schütter bewachsene Rohbodenflächen, xerotherm	5
schütter bewachsene Rohbodenflächen, wechselfeucht	1
Magerrasen, xerotherm	7
Steppenheidewald und thermophile Säume	4
offene, aber extensiv bewirtschaftete Niedermoorstandorte; Röhricht	6
Extensivgrünland mit dichter, hoher Vegetation	4
Gebüsche und Waldränder minderer Güte (Hausgärten, Friedhöfe, Parks)	3
mesotrophes Grünland, mittlere Nutzungs- oder Pflegeintensität	3
insgesamt:	33

Daß dieser Biotoptyp so überaus artenreich ist und darüber hinaus noch so viele stenotope Arten der Tier- und Pflanzenwelt aufweist, ist zunächst historisch zu erklären: Grundsätzlich gilt, daß Ökosysteme um so mehr und um so enger adaptierte Arten aufweisen, je älter sie sind und je länger sie schon in dem betreffenden Raum kontinuierlich vorhanden waren (vgl. die tropischen Regenwälder Brasiliens!) Dies bestätigt abermals das oben geschilderte Konzept der mitteleuropäischen Ursteppenreste.

Bei ökologisch-funktionaler Betrachtung muß der Grund für den großen Artenreichtum in dem sehr vielseitigen Angebot an ökologischen Nischen gesehen werden, welches durch die hohe Standortsdiversität, die reichhaltige Raumstruktur und die enorme Bestandsdynamik zustandekommt.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Insbesondere für die Tierwelt sind "eindeutige" Biotope wie geschlossene Wälder oder völlig baum- und buschfreie, uniforme Trockenrasen nicht annähernd so interessant wie die Hutungslandschaft, deren Standorts- und Strukturdiversität gekennzeichnet ist von Grenzlinien-Effekten, Saum-Biozönosen und unterschiedlichen Übergangszonen zwischen verschiedenen Standortstypen, welche oft in Form eines allmählichen Gradienten ausgebildet sind. "Limes divergens" nennt diese letztere Erscheinung mein verehrter Freund Alfred RINGLER, dem ich übrigens nächtelange Diskussionen über die hier dargelegte Problematik verdanke.

Diese Vielfalt verschiedenster Standortstypen in unmittelbarer Nachbarschaft ist für die Tierwelt vor allem deshalb so wichtig, weil zahlreiche Arten kleinräumig "oszillieren", d.h. sie verändern ihren Aufenthaltsort und suchen in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen einen anderen Standortstyp auf, wenn Jahreszeit, Witterung, Entwicklungsstadium etc. es erfordern. Das bekannteste Beispiel hierfür sind ja die Amphibien mit ihrer Wanderung zwischen Laichplatz und Jahreslebensraum.

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die alten Hutungslandschaften aufgrund der eingangs dargestellten Entstehungsmechanismen oftmals mit knorrigen, anbrüchigen, freistehenden, uralten Bäumen bestanden sind, die einen sehr hohen Alt- und Totholzanteil in günstigen mikroklimatischen Bedingungen (halboffenes, trockenwarmes Bestandsklima) aufweisen. Tausende von Insekten- und sonstigen Tierarten sind auf diesen Kleinhabitat angewiesen, was allerdings hier nicht weiter verfolgt werden soll.

Zur Frage des richtigen Managements

Wie wir gesehen haben, ist die Weide der Huftiere ein so essentieller Faktor der Weidelandschaft, daß die künstliche Mahd derselben aus zoologischer Sicht stets ein Notbehelf bleibt und höchstenfalls für sehr kleine Teilflächen sinnvoll ist. Der Hauptgrund liegt darin, daß durch Mahd eben kaum jener hohe Grad der Struktur- und Standortsdiversität erreicht wird, wie ihn die extensive Triftweide erzeugt. Sehr wertvolle Triftweiden wie z.B. das NSG "Garchinger Heide" bei München waren vormals unregelmäßig mit Bäumen und Büschen bestanden. Seitdem alles uniform abgemäht wird, ist der zoologische Wert solcher Flächen empfindlich gesunken. Alte Eichen, Schirmföhren und Schlehenbüsche sind für den botanischen Artenschutz bedeutungslos, für die Tierwelt sind sie geradezu unverzichtbar. Die extensive Triftweide beläßt auch immer einen gewissen Prozentsatz dürrer Halme, in denen minierende Insekten überwintern und sich entwickeln können. Der Biotop wird mit Kothaufen bereichert, in denen sich eine eigene, artenreiche Mikrofauna entwickelt. Je nach den geologischen und edaphischen Gegebenheiten entsteht durch Weidetritt und Erosion immer wieder ein bestimmter Prozentsatz an Rohbodenflächen, wo sich ebenfalls eine sehr reichhaltige Kleintierfauna einfindet. Eine Biotopausstattung besonderer Art stellen auch die Lesesteinwälle dar, welche beim Weidebetrieb errichtet werden und gleichfalls ein trockenwarmes Mikroklima und Unterschlupf für viele Tiere bieten.

Selbstverständlich darf die Beweidung nur in der Form extensiver Trift- und Hutweide durchgeführt werden, um die Eutrophierung so gering wie möglich zu halten. Das mehr und mehr um sich greifende Unwesen des Kunstdüngerstreuens auf Triftweideflächen ist dringend zu unterlassen. Gegen zu viel aufkommendes Strauchwerk sollte evt. mit verschiedenen

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Weidetierarten experimentiert werden: Geissen können in dieser Hinsicht oftmals viel mehr erreichen als Schafe. Doch wird sich wohl, wie im traditionellen Weidebetrieb üblich, das gezielte Schwenden nicht immer ganz vermeiden lassen.

Dagegen ist die Mahd der ehemaligen Hutungsflächen kostenintensiv, arbeitsaufwendig, gesundheitsschädlich für das Pflegepersonal, wenn mit Verbrennungsmotoren erhebliche Mengen an Lärm und Auspuffgasen erzeugt werden. Und das Argument, daß die traditionelle Form der Schäferei nicht mehr rentabel ist, bleibt unglaubwürdig, wenn, wie von mir selbst erlebt, im Fränkischen Jura ausgedehnte Gemeindehutungen (Allmenden) mit vielen Tausend Schafen per Gemeindebeschluß aufgelöst werden und die Schäfer gegen ihren heftigen Widerstand zur Arbeitslosigkeit verurteilt werden.

Es kann ferner nicht hingenommen werden, daß von verschiedener Seite, darunter durchaus auch von öffentlichen und privaten Naturschutzstellen, immer wieder die Forderung nach der Trennung von Wald und Weide erhoben wird (wo dies nicht ohnehin, wie in den meisten Landschaften, leider schon längst geschehen ist). Wie gezeigt, ist die Waldweide genau das, was unserer mitteleuropäischen Normallandschaft heute fehlt.

In diesem Sinn sind auch die heutigen Wildbestände zu sehen, die gewiß sehr oft auf einem künstlich hohen Niveau gehalten werden. Problematisch ist dabei aber weniger das Niveau an sich, sondern die Konstanz, die dabei herrscht. Wie wäre es, wenn die Reviere hin und wieder fast leergeschossen würden und sich dann wieder über viele Jahre erholen dürften? Wie wäre auch der Einsatz von anderen jagdbaren Huftieren als immer nur den üblichen? Mit etwas mehr Dynamik im Wild-Management würden immer wieder hinreichende Regenerationsphasen für den Baumwuchs übrigbleiben, so daß sich zumindest eine halboffene Mischlandschaft erhalten kann.

Ist die langfristige Erhaltung unserer Weidelandschaft ein realistisches Ziel?

Man möchte es meinen. So vieles spricht dafür:

Beobachtet man Erholungsuchende im Gelände, so wird man feststellen, daß sie sich zur Brotzeit nicht etwa mitten im geschlossenen Wald niederlassen und auch nicht auf freiem Felde, sondern fast immer am Waldrand, unter einem freistehenden Baum, zumindest neben einer Buschgruppe. Ohne die zugrundeliegenden, humanethologischen Verhaltensmuster hier weiter darzulegen, bleibt festzuhalten, daß ganz offensichtlich auch Homo sapiens, ähnlich wie die oben geschilderte Tierwelt, Grenzlinieneffekte, Saumbiozönosen, also eine Landschaft mit hoher Raum- und Strukturdiversität schätzt. Was Wunder, denn er hat ja auch den allergrößten Teil seiner Stammensentwicklung in solchen Landschaften zugebracht. Daher der einladende, anheimelnde Charakter von Parklandschaften oder Wacholderheiden.

Man wird ferner beobachten, daß sich Kinder (und auch Erwachsene) heutzutage für eine Schafherde weitaus mehr interessieren als etwa für einen Motorrasenmäher.

Außerdem ist die traditionelle Schäferei auch heute noch rentabel. Und da heute viele junge Menschen der technischen Entwicklung unseres Planeten sehr kritisch gegenüberstehen, fühlen sich wieder zunehmend mehr zu dieser altbewährten Existenzweise hingezogen.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Da ferner heute bereits wieder viele Grenzertragsböden brachfallen und auch der Wald immer schlechter wächst, zeichnet sich in Zukunft auch wieder einviel größeres Flächenangebot für die Triftweiden ab.

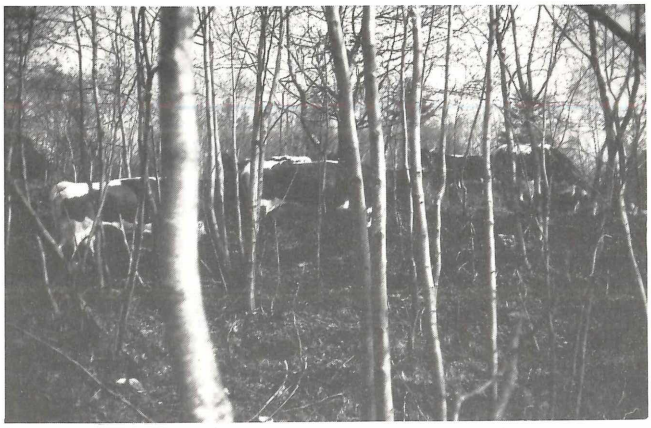
Es ist richtig, daß die Triftweide wesentlich weniger aus der gleichen Fläche herausholt als etwa die intensive Landwirtschaft. Aber wir haben ja ohnehin schon lange das Problem, wie wir unsere Agrarprodukte vermindern können.

Und schließlich: In der Weidelandschaft ereignet sich nicht zufällig! neben manchem anderen auch das Weihnachtsgeschehen, eines der zentralen Ereignisse in unserem "kulturellen Background". Vielleicht wird uns Kultur und Kult eines Tages wieder mehr als nur Background. Oder auch nicht.

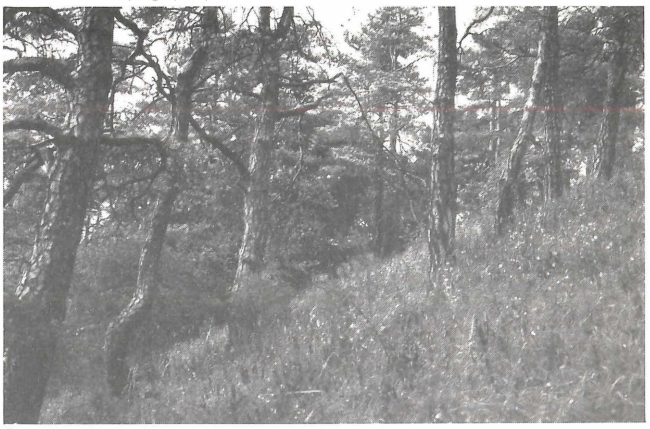
Anschrift des Verfassers:

Dipl.-Biologe Remigius Geiser
Technische Universität
- Angewandte Zoologie -
8050 Freising-Weihenstephan

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)



1



2

3

4

5 Alte Eichen und Rotbuchen lieferten dem Weideschwein die begehrte Eichel- und Bucheckernmast. Zugleich sind sie aber von unschätzbarem Wert für tausende von alt- und totholzbewohnenden Tierarten (Vögel, Fledermäuse, Insekten u.a.), da morsche Bäume in den übrigen Waldbeständen heute nicht mehr geduldet werden, so daß diese einst so reichhaltige Fauna in weiten Bereichen Mitteleuropas schon ausgestorben ist. (Hutewaldparzelle »Eichelgarten« im Forstenrieder Park südlich von München)

6

1 So wie vormals die wilden Huftiere, unterdrücken seit der Jungsteinzeit die gezähmten Vertreter der gleichen Arten durch Waldweide, auch bei dürftigster Bodenvegetation, die kontinuierliche Waldverjüngung. (Rauristal im Pinzgau)

2 Das Waldbild verlichtet sich bei Waldweide zusehends, so daß der Unterwuchs immer üppiger wird und dadurch immer größere Huftierbestände ernähren kann. (Kalvarienberg bei Greding in Mittelfranken)

3 Durch Schafe stark ausgeweideter, nährstoffarmer, »savannenartiger« Bestand. (Truppenübungsplatz »Fröttmaninger Heide« im Norden Münchens)

4 Wo sich unterschiedlichste Biotoptypen und Verlichtungsgrade kontinuierlich und diskontinuierlich ineinander verzahnen, steht der Tierwelt ein Maximum an Raum-, Struktur- und Standortsdiversität zur Verfügung. (Kalvarienberg bei Greding in Mittelfranken)

6 Biotoppflege durch Mahd führt zu gehölzfreien, monostrukturierten Lebensräumen, was besonders in der Tierwelt entscheidende Defizite nach sich zieht. Die Raumdimension ist verloren. (NSG »Garchinger Heide« nördlich von München)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge (LSB)

Jahr/Year: 1983

Band/Volume: 6_1983

Autor(en)/Author(s): Geiser Remigius

Artikel/Article: Die Tierwelt der Weidelandschaften 55-64